

Was ist Jüdischkeit?

Von Manfred Levy

Eigentlich findet Julia (22) Jom Kippur ziemlich öde. Kein Computer, kein Handy, kein Essen. Sie arbeitet in einem großen Bekleidungsunternehmen und geht nur an den hohen Feiertagen mit ihrer Familie zur Synagoge. Normalerweise macht sie sich kaum Gedanken über ihre jüdische Identität.

Dann klingelt am Nachmittag vor Jom Kippur das Telefon. Ihre Chefin. In der Firma sind Leute krank geworden. Sie fordert Julia auf, am nächsten Tag zur Arbeit zu kommen. Dabei hatte Julia schon früh Urlaub beantragt. Verzweifelt versucht sie der Chefin die Bedeutung von Jom Kippur zu erklären. Die aber meint, dass man ja nach Arbeitsende auch feiern könne. Nur Julias hartnäckiger Widerstand bringt die Chefin von ihrem Vorhaben ab und dazu, sich hinterher zu entschuldigen.

Als Junge in Berliner Wedding wird Arye Shalicar bedroht, weil er einen Davidstern trägt. Jungen seiner Klasse mobben, beschimpfen und verprügeln ihn, weil er offen zu seiner jüdischen Identität steht. Seine Peiniger sind Schüler mit Migrationshintergrund, überwiegend aus arabischen Ländern. Arye wandert nach Israel aus und schreibt ein Buch über seine Erfahrungen. Arye Sharuz Shalicar: *Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude. Die Geschichte eines Deutsch-Iraners, der Israeli wurde.*

In der jüdischen Gemeinde in Saarbrücken kommt regelmäßig eine Gruppe von jungen Leuten zusammen, um Traditionen zu leben. Lucia, die als Kind mit ihren Eltern aus der Ukraine nach Deutschland gekommen ist, wird erst jetzt und hier bewusst, dass sie Jüdin ist. Ihr Vater ist russisch-orthodoxer Christ.

Samira kommt aus einer gemischtreligiösen Familie. Ihr Vater ist Muslim. Vor fast zehn Jahren sind sie als so genannte Kontingentflüchtlinge aus Aserbeidschan gekommen. Aber weder der jüdischen Mutter noch dem Vater war ihre Religion wichtig genug, um auf die Tochter Einfluss auszuüben. Samira hat sich für die Synagoge entschieden.

Sehr unterschiedliche Situationen, in denen Menschen mit ihrer jüdischen Identität konfrontiert werden. Was macht jüdische Identität eigentlich aus? Wie zeigt sie sich?

„Ich bin in großer Sorge, dass es bald keine Juden mehr gibt.“ Sprach Rabbiner Menachem Halevi Klein während seiner Predigt an Jom Kippur in der Frankfurter Westendsynagoge. Diese Gefahr bestehe nicht nur in Deutschland, sondern auch in Israel. Was kann er nur damit gemeint haben? Ist es nicht so, dass gerade in Deutschland die jüdische Gemeinschaft durch die Einwanderung der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion stark gewachsen ist? Jüdische Gemeinden wurden gegründet oder reaktiviert, neue Synagogen und Gemeindezentren entstanden, jüdische Schulen und Kindergärten wurden eingerichtet. Es gibt neue jüdische Museen, zwei Rabbinerseminare, eine Hochschule für jüdische Studien, Rabbinerinnen, orthodoxe, liberale und sogar Reformgemeinden - Anzeichen, die mehr für einen Zuwachs jüdischen Lebens sprechen als für die düstere Prognose des Aussterbens. Davon ausgehend, dass Rabbiner Menachem Halevi Klein all diese Fakten kennt, muss er wohl anderes im Sinn gehabt haben. Auch die Statistiken über Bevölkerungswachstum in Israel oder Deutschland und sonstige demografische Entwicklungen sprechen eine andere Sprache. Nein, wenn ein orthodoxer Rabbiner das Judentum in seiner Existenz gefährdet sieht, dann hat er ein festes Bild davon, wer Jude ist und was eine jüdische Identität ausmacht: Mischehen sollten vermieden, der Gottesdienst regelmäßig besucht werden – nicht nur an den hohen Feiertagen. Die Speisevorschriften müssen ebenso wie die Feiertagsgebote und –Verbote eingehalten werden. Das Wissen um jüdische Religion und Brauchtum soll an die nächste Generation weitergegeben werden. Wer all dies beachtet und seinen Alltag danach ausrichtet, hat eine feste jüdische Identität – in den Augen religiöser Juden.

Wäre damit jüdische Identität ausreichend charakterisiert? Was ist mit all den Juden in Deutschland, die einen nichtjüdischen Partner haben oder nur an den hohen Feiertagen die Synagoge besuchen? Was sind die, die keinen Gottesdienst besuchen, keinen koscheren Haushalt führen, keine Feiertage achten, weder Mitglied einer Gemeinde sind noch ihre Kinder in jüdische Kindergärten und Schulen schicken?

Heute ist die jüdische Gemeinschaft in Deutschland nach Frankreich und England die drittgrößte in Europa mit höchsten Zuwachsraten. Stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten es in Deutschland neben der Religion gibt, eine jüdische Identität zu entwickeln, zu festigen oder auch neu zu definieren. Kann man sich nur jüdisch fühlen, wenn man von einer jüdischen Mutter abstammt oder zum Judentum konvertiert ist?

Wäre die Religion das einzige Identitätsmerkmal, dann hätte Rabbiner Klein wohl Recht: Das Judentum in Deutschland würde in absehbarer Zeit aussterben, da die Mehrheit der Juden in Deutschland nicht im orthodoxen Sinne religiös ist, allen voran die eingewanderten Juden aus der ehemaligen Sowjetunion, die inzwischen die Mehrheit in den Gemeinden Deutschlands bilden. In ihrer früheren Heimat stand ihre religiöse Zugehörigkeit als Nationalität im Pass. Darin wurde ihnen bescheinigt, „Hebräer“ zu sein. In den Augen der russischen Obrigkeit eine Nation wie Russen, Tartaren oder Ukrainer. Ihre jüdische Identität wurde somit mehr ethnisch als religiös geprägt. Die kommunistische Gesellschaft war anti-religiös ausgerichtet und ließ somit auch kein offenes, kulturell und religiös geprägtes Gemeindeleben zu. Somit blieben zunächst die vorhandenen Zugänge zur jüdischen Identität weitgehend verschlossen.

So wie die deutsche Bevölkerung infolge von Immigration und Asyl zunehmend heterogener wird, entwickelt sich das jüdische Leben in Deutschland komplex und facettenreich. Diese Entwicklung verursacht auch Konflikte. Die Zuwanderung veränderte das Selbstverständnis der in Deutschland bereits lebenden Juden. Die jüdische Gemeinschaft der Nachkriegszeit (1945-1989), die zum größten Teil aus Holocaust-Überlebenden und deren Kindern bestand, wollte und konnte sich oft nicht mit Deutschland und dem Attribut deutsch identifizieren. Das Trauma der Shoah, das alle teilten, war zugleich auch identitätsstiftend. Plötzlich gibt es zweierlei historische Erfahrungen: die Erinnerung an die Shoah und die an den „Großen Vaterländischen Krieg“, den 500 000 Juden als Soldaten in der Roten Armee miterlebt hatten. So ist es denn auch kein Wunder, dass sich der 9. Mai als Tag der Befreiung zu jom hashoah (Holocaust Gedenktag) und dem 9. November (Reichspogromnacht)

gesellt. Dann präsentieren Veteraninnen und Veteranen stolz ihre blitzenden Orden in den Gemeinden.

Die jüdischen Gemeinden stehen vor großen Aufgaben und Herausforderungen. Die zentrale Frage dabei: Wie kann es gelingen, verschiedene Aspekte des Judentums zu vermitteln, gemeinsam zu erleben und dabei jüdische Identität zu festigen? Die bereits vorhandenen Angebote erlauben eine positive Prognose. Wie niemals zuvor gibt es heute in Deutschland, sehr viele religiöse, kulturelle, politische, künstlerische und pädagogische Angebote, die in ihrer differenzierten Vielfalt alle Formen möglicher jüdischer Identitätsbildung ermöglichen. Sollte sich dieser Trend weiter so entwickeln, könnte in Deutschland ein neues Judentum entwickeln, das der Geschichtswissenschaftler Dmitrij Belkin „Deutsches Judentum 2.0“ nennt.

Dies wäre in der Tat der Beginn eines neuen Kapitels deutsch-jüdischer Geschichte.